

b) Der amerikanische Eishandel.

Zwei der großen Stapelwaaren von Massachusetts sind gegenwärtig Granit und Eis. Der letztere Gegenstand ist in wenigen Jahren zu einer Wichtigkeit emporgestiegen, die sich die ersten Unternehmer wohl nicht träumen ließen. Die Masse Eis, die im Jahre 1843 von Boston aus verschifft wurde, war 55,000 Tonnen, wofür die Verschiffer nur 12,430 Dollars zahlten, also etwas weniger als ein Vierteldollar für die Tonne; ans Schiff geliefert kostet aber bereits 2 D. 55 C. (etwa 6 fl. 20 kr.) die Tonne, während der Verkauf 3,575,000 D. einbrachte; gewiß ein erklecklicher Gewinn, von dem freilich noch manches abgeht. Eine Firma befrachtete im vorigen Jahre allein 101 Schiffe. Das Eis wird regelmäßig nach Bombay, Canton, Madras, Calcutta, Mauritius und allen bedeutenden Häfen in heißen Klimaten versührt. Eine Ladung wurde kürzlich nach Ostindien verschifft, und Pfund für Pfund gegen Baumwolle ausgetauscht, die

in Liverpool, wie man sich denken kann, guten Vortheil abwarf. Der Handel ist für alle Beteiligten sehr vortheilhaft, selbst für die Holzhändler und Sägemühlen von Maine, denn das Sägemehl, das zum Einpacken des Eises benützt wird, bezahlt man zu sehr gutem Preis. Es gibt jetzt in Boston 16 Compagnien, welche Eis nach Ost- und Westindien, nach Neuorleans und andere südlichen Häfen verschiffen, und die stets steigende Nachfrage hat die Folge gehabt, daß man jetzt bedeutende Quantitäten Eis auf der Eisenbahn nach Boston schickt. Früher verkaufte man das Eis zu 6 Cts. das Pfund in Neuorleans, jetzt zu 1 Ct. und der Gewinn der Verschiffenden ist dabei ums Vierfache gestiegen. Das Eis wird durch eine Maschine in viereckige Blöcke von nicht weniger als 12 Zoll Dicke gesägt, und am Bord der Schiffe mit Stroh und Heu in dünne, luftdichte Holzkisten gepackt. Eine der Bostoner Compagnien verbrauchte im vorigen Jahre für 7000 Dollars Stroh und Heu zum Packen. (Simmonds Col. Mag.)

V. Kalender der Naturgeschichte aus dem Thierreiche.

a) Elephantenjagd auf Sumatra.

Im März des Jahres 1846 wurde ich mit vier andern Herren zu einer Jagdpartie eingeladen. Wir jagten auf Hirsche und Rehe, und hatten bereits uns seit acht Tagen damit belustigt, auch einiges Wild geschossen, als wir uns nach einem See begaben, an dessen Ufer ich mich in früherer Zeit viel herumgetrieben. Wir stiegen in ein Boot und fuhren nach einer Landzunge, wo wir Wild zu finden hofften, fanden auch am Ufer Spuren von Hirschen, zugleich aber auch frische Spuren von Elephanten. Die Landzunge war an dem Orte, wo wir uns aufstellten, nur einige hundert Schritte breit, so daß wir alles, was nach dem Binnenland zurückkehren wollte, leicht übersehen konnten, und zudem war der Landstrich bloß mit 3 bis 4 Fuß hohem Gras bewachsen, und in der Mitte lief ein Strich Morast hin. Da meiner Ansicht nach auf dem Fleck, wo ich mich aufgestellt hatte, zu viele Menschen zusammen kamen, — der eingeborne Regent von Palembang hatte sich z. B. mit einem Gefolge von wenigstens 40 Personen hieher begeben, — so verließ ich die Linie der Scharfschützen und postirte mich ein gutes Stück Weges weiter vor. Bald ließen die Hunde sich hören und schnell war der ganze Wald in Bewegung: die Treiber liefen und schrien auf eine ungewöhnliche Weise, und darauf hörte ich ein Brausen wie von einem Wasserfall; plötzlich kam ein Trupp Elephanten

aus dem Gestrüch zum Vorschein und trabte über das Grasfeld gerade auf die Schützen an. Ich wußte nicht was ich thun sollte, und sah mich nach meinen Jagdgenossen um, diese begaben sich alle auf die Flucht, und nur zwei Herren nebst zehn eingebornen Jägern und Oberhäuptern hielten Stand; der Regent und sein Gefolge retteten sich auf die Boote.

Ich beschloß stehen zu bleiben, und gab meine Büchse einem inländischen Häuptling, mein Bedienter war mit einer Lanze versehen. Wir bogen uns etwas nieder ins hohe Gras und so floß der Haufen an uns vorbei. Ich schoß nicht, um die großen Thiere nicht wüthend zu machen, als sie aber an meinen Freunden vorüber wollten, eröffneten diese auf einen Abstand von 25 bis 30 Schritten ein starkes Feuer; die vier ersten Elephanten verfolgten ihren Weg, die übrigen machten Rechtsumkehr, und kamen nun auf mich zu. Als sie mir ziemlich nahe gekommen, schoß ich aus meiner Doppelbüchse einen etwa 10 Fuß hohen, männlichen Elephanten in die Ohren, das Thier sprang in die Knie, sprang aber wieder auf und wankte nach dem Seeufer, drei oder vier seiner Gefährten eilten zu ihm hin, drängten sich hinzu, um ihn auf den Beinen zu halten und führten ihn auf diese Weise nach dem Buschwerk zurück. Inzwischen war ein zweiter Trupp, wie der erste 25 bis 30 Stück an der Zahl, auf dem Grasfeld erschienen, und kam gerade auf mich zu, unter Anführung eines furchtbar großen Weibchens, das

wenigstens 12 Fuß Höhe haben mußte. Als sie auf 50 Schritte sich genähert hatten, bekamen sie mich zu Gesicht, blieben stehen, hoben ihre Rüssel in die Höhe und zeigten mir ihre abscheulichen Mäuler, zugleich klappten sie so artig mit ihren ungeheuern Ohren, daß ich gelacht hätte, wäre ich nicht in solcher Gefahr gewesen; rechts, links und vor mir standen Elephanten, und hinter mir lag der Morast, dessen Tiefe ich nicht kannte. Da meine Jagdgenossen unthätig blieben, sah ich mich genöthigt, nur meiner eigenen Kraft zu vertrauen, und schickte aus meinem linken Büchsenlauf der großen Dame zwei Kugeln in den Kopf zu. Das Unthier erschrak gewaltig, schüttelte den Kopf wie ein Hund, der den Wurm in den Ohren hat, machte Rechtsumkehr, und alle Elephanten verschwanden wiederum in dem Gebüsch, aus dem sie zum Vorschein gekommen waren. Kein einziges Thier war gefallen, obgleich die Kugeln alle sitzen blieben. Schnell lud ich mein Gewehr von Neuem mit beinahe doppelter Ladung und eilte zu meinen Freunden, wo wir uns mit ausgelassener Freude über unser Abenteuer unterhielten. Auf einmal ließen wieder große, braune Körper sich über dem Gras der Landzunge sehen; es waren sechs Mütter mit ihren Jungen. Sie kamen in scharfem Trab auf uns heran, und in einer Entfernung von 20 Schritten begrüßten wir sie mit einem Duzend scharfer Schüsse, die alle auf Kopf und Brust gerichtet waren. Blut floß stark, aber keines sank nieder; erschreckt kehrten sie nach Empfang der Schüsse um, und wateten durch den Morast. An der andern Seite empfing sie ein unschädliches Feuer unserer Flüchtlinge, denn von den abgeschossenen Kugeln flogen mindestens zwei über unsere Köpfe hin. Man rief heftig nach Gewehren, und sobald wir geladen hatten, eilten wir den Elephanten nach in den Morast, wo wir bis an den Hals einsanken. Auf der andern Seite hatte ein junges Männchen einen unserer Jäger angefallen, der, ein unerschrockener Mann, das Thier bis vor sein 6 Fuß langes Gewehr herankommen ließ und es dann niederschoss.

Aber die Mutter war zurück geblieben, wollte ihr Junges nicht verlassen, und zog es mit dem Rüssel fort, aber es rührte sich nicht. Jetzt traten wir aus dem Morast heraus aufs feste Land; ich war der erste, und schoss auf 15 Schritte meine Büchse ab. Ich erhob ein Triumphgeschrei, und schwang meinen Hut, aber das bloß einen Augenblick beäugte Thier sprang plötzlich wieder auf, und entwich langsam nach dem Gebüsch. Unaufhörlich flogen nun die Kugeln nach der treuen Mutter, die fortwankte und leise-brüllend nach ihren Jungen sich umwandte; aber unsere Kugeln trieben sie wieder zurück, Blutlachen bezeichneten ihren Weg, die ganze Jagdgesellschaft folgte jetzt dem Thier, und so wie Einer geladen hatte, sprang er vorwärts, um abzufeuern. So kam ich auch wieder in den Fall auf den Elephanten anzuschlagen; eben bog er den Kopf nach uns um, als mein Gewehr los ging, und die Kugel ihn hinter dem linken

Ohr traf; der Kolos stürzte zusammen. Als bald hatten wir mit unsern Hirschfängern ihm den Rüssel abgehauen, und feierten nun mit klopfendem Herzen unsern Triumph. Wir hatten beinahe alle unsere Kugeln verschossen, denn auf eine solche Jagd hatten wir nicht gerechnet, und somit wenig Munition mitgenommen; daher hielten wir, als ein fürchtbares Gebrüll uns die Annäherung neuer Elephanten verkündigte, es für gerathen, den Rückzug anzutreten und uns nach unsern Booten zu begeben. Gegen Abend bemerkten zwei unserer Gefährten wieder Elephanten, die in dem See ein Bad nahmen, sie schätzten die Stärke des Trupps auf 200 und trieben den ganzen Haufen mit einigen Kugeln ins Gebüsch zurück. Wir waren alle sehr erfreut das Abenteuer bestanden zu haben, und noch erfreuter, daß es so gut abgelaufen war, nahmen uns aber vor, niemals wieder mutwilligerweise Elephanten auf, fast offenem Boden abzuwarten, denn wir hatten gesehen, welche geringe Wirkung Gewehrskugeln bei diesen Thieren hervorbringen.

(Sonntagsbl. d. Amsterd. Handelsbl. Nr. 1.)

b) Das Mehari oder Lauffamel in Nordafrika.

Die Bewohner der Sahara sprechen nur mit Verwunderung von den ausgezeichneten Eigenschaften des Mehari; es ist der Gegenstand von einer Menge Volkssagen, die von den Arabern mit der größten Ehrlichkeit und mit jener Liebe zum Wunderbaren, welche sie auszeichnet, erzählt werden. Nach der allgemein angenommenen Meinung erbt das Mehari die Natur seiner Mutter, welcher Art auch der Vater gewesen sei; so kann es von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang so oft den Raum einer Tagreise zurücklegen als seine Mutter es kann; die Schätzung des Werthes der Weibchen ist deshalb eine sehr wichtige Sache. Dieser Werth theilt sich in zehn Stufen: von dem einfachen Kamel, welches einen Tagmarsch im Tage zurücklegt, bis zu dem Aschari, welches zehn zurücklegt, werden sie alle mit den arabischen Zahlen benannt und darnach geschätzt. So viel indes auf die Geburt ankommt, so sehr sind die Araber bemüht, die guten Anlagen durch die Erziehung zu entwickeln. Kaum ist das Thier geboren, so vergräbt man es in den Sand, damit die noch schwachen Beine nicht durch das Gewicht des Körpers leiden, vierzehn Tage bleibt es so eingekerkert und während dieser Zeit ist Butter seine einzige Nahrung; am vierzehnten Tage gibt man ihm etwas Muttermilch, und dann gibt man ihm wieder fünf Tage lang Butter. Am Ende dieser neuen Periode erhält das Thier noch etwas Milch und am Ende des ersten Monats die Freiheit. Es kommt heraus aus seinen Sandwindeln, und dann wenigstens kann es springen und seiner Mutter folgen, aber man fängt an, es zu gürteln und dieser unbequeme Zustand dauert drei Monate lang. Auf das Gürteln folgt der eiserne Ring, Resen genannt, der durch

die Nase des Thieres geht und den es sein Leben lang behält. Auf diese Erziehung, welche man als durchaus nothwendig betrachten kann, folgt die Erziehung der Annehmlichkeit und des Luxus, welche den Zweck hat, den Verstand des Thieres zu entwickeln. — Es lernt den Willen und selbst die Laune seines Herrn errathen. Wenn dieser seine Lanze vorwärts wirft, so muß das Thier schnell genug sich in Lauf setzen, daß der Reiter die Waffe im Fall wieder aufheben kann. Stößt der Reiter mitten im ungestümsten Laufe seine Lanze in den Sand, so muß das Thier plötzlich diesen Punkt umkreisen, und darf seinen geraden Weg erst dann fortsetzen, wenn der Reiter die Lanze wieder ausgezogen hat. Fällt der Reiter im Kampfe, so hält das Thier augenblicklich an, sieht auf seinen Herrn, ob er noch athmet und ob er noch Kraft genug hat, wieder aufzustehen, in welchem Falle es sogleich niederkniet, um ihm dazu behülflich zu sein. Das Thier lernt bald die Stimme seines Herrn in allen ihren Beugungen kennen, beugt die Knie, richtet sich auf, grüßt auf das geringste Zeichen. Ein Wort genügt, um seinen Lauf zu mäßigen oder es ganz aufzuhalten. Dabei muß das Mehari noch äußerst sanft sein, und Kinder spielen zwischen seinen Beinen ohne die mindeste Gefahr. Neben der Gewandtheit und Gelehrigkeit ist es die Schnelligkeit des Mehari, welche besonders die Bewunderung der Wüstenbewohner erregt. Man erzählt eine Menge Beispiele von außerordentlicher Schnelligkeit, aber sie beruhen meist nur auf Hörensagen, und die Bewohner von Gadames, welche wegen ihrer zahlreichen Verbindungen mit den Quaregs am besten im Stande sind, die Wahrheit zu kennen, erklären ohne Weiteres: die Meharis sind wie die Pferde, es gibt gute und schlechte, niemals aber machen sie mehr als vier Tagmärsche in einem Tage, eine Tagreise wenigstens zu 8 Stunden gerechnet. Es kommt vor, daß man ein Mehari zu fünfzehn nöthigt, um sein Leben zu retten, aber selten überlebt das Thier einen solchen Marsch; es geht dann Tag und Nacht fort, und man muß das Thier mit einem Stock oder einer kleinen Lanze antreiben. Das Mehari wird vermittelst einer Schnur, die im Nasenring befestigt ist, geleitet, und seine Empfindlichkeit ist so groß, daß der kleinste Druck hinreicht, um ihm die beliebige Richtung zu geben. Die Bewegung des Mehari erweckt einen ähnlichen Ekel wie das Schwanken eines Schiffes. Um diesem Uebelstande entgegen zu wirken, umbinden sich die Reisenden den Körper von den Hüften bis unter die Arme. Auch bedecken sie sich die Augen und Ohren, um sich der Einwirkung des Windes und des Sandes zu entziehen.

(*Annuaire des voyages 1846.*)

c) Vögel und Bienen als Wetterpropheten.

Thiere werden von der Bitterung affizirt (gereizt), haben daher Vorgefühl, und Vögel aus vielen Gründen

mehr als andere Thiere, werden daher auch wieder, die Bitterung anzeigend, prophetisch. Die Bitterung bringt bei Vögeln Behagen oder Mißbehagen hervor, und dadurch sind die Vögel zu Veränderungen in der Lebensweise gezwungen. Es macht schon die Temperatur Eindruck auf Thiere und dann der Feuchtigkeitszustand der Luft. Bei den Vögeln wird der letztere Umstand schon darum annehmbarer sein, weil ein Luft-Apparat ihren Körper durchdringt. Würden wir immer gleichzeitig mit den sogenannten meteorologischen Vorgefühlen der Thiere die physikalischen Instrumente für Wärme, Dichtigkeit der Luft, Feuchtigkeit und Windzug beobachten, so erschienen uns nicht nur um so mehr die Thiere als Wetterpropheten, sondern es ließe sich ihre Naturgeschichte mehr berichtigen, und bestimmen, bei welchen Veränderungen in der Atmosphäre bei den Thieren Vorgänge wahrzunehmen sind.

Es ist immer das Zeichen eines strengen, weithin schneereichen Winters, wenn der Schnee-Ammer (*Emberiza nivalis*) sich zeigt. Aus den Polar-Gegenden herübergekommen, sucht dies kleine, buntpfarbige Vögelchen besonders auf Feldwegen sein Futter zu finden, immer aber hält es sich entfernt von den Dörfern.

Das Schicksal der Bienen ist von der Bitterung gänzlich abhängig, und deshalb haben sie von allen Bitterungsveränderungen, besonders von solchen, die ihnen nachtheilig sind, ein äußerst feines Vorgefühl und geben diese auch bestimmt und zuverlässig kund; nur müssen wir ihre Bitterungs-Signale durch deren aufmerksamere Beobachtung verstehen lernen.

Wird in schöner Bitterung der Flug der Bienen etwas irrend und schwirrend, als wenn sie das Flugloch nicht recht finden könnten, so erfolgt binnen 24 Stunden Regen. Ist die Zahl dieser irrenden gering, so ist er bald vorübergehend, ist sie größer, so wird der Regen anhaltender; zwicken und reißen sich die Bienen im Korbe, laufen sie ängstlich, bevor sie ins Flugloch kriechen, darum her, so erfolgt bedeutende Nässe. So lange in den hellen Zwischenräumen jenes Irren fortbauert, haben wir binnen 24 Stunden kein gutes Standwetter zu erwarten, wenn auch die Barometer hoch steigen. Schlachten abgeschwärmte honigreiche Stöcke ungewöhnlich früh in schöner Bitterung ihre Drohnen, so erschrecken alle Zunker, weil sie das für ein Vorzeichen sehr großer, dauernder Nässe halten.

Wir wünschen recht sehr, daß mehr Bienenfreunde ihre Bienen in dieser Hinsicht beobachten und ihre diesfälligen Erfahrungen veröffentlichen möchten. In dem darüber zu führenden Tagebuche müßte täglich bemerkt werden: 1. der Bitterungsgang, 2. der Stand des Barometers, 3. das Verhalten der Bienen.

d) Der Fuchs.

Ein Jäger der Herrschaft Wisenz in Mähren bemerkte eines Morgens in dem frisch gefallenen Schnee die Fährte eines Fuchses. Ihr folgend, gelangte er am Saume des Waldes zu einer alten Eiche, wo sich die Spuren des Fuchses plötzlich verloren. Erstaunt darüber, untersuchte er die Fährte, ob Keinecke nicht etwa in derselben zurückgewandelt sei, was er, wie Jägern bekannt, öfters zu thun pflegt. Es erwies sich aber das Gegenteil. Der Jäger schlug nun mit seinem Stocke an die alte Eiche, worauf sich im Innern des Baumes ein Geräusch erhob. Davon überrascht, betrachtete er den Baum näher und gewahrte am Stamme in einer Höhe von 8 Fuß ein Loch. Er kletterte daher auf den Baum und stieß mit seinem Stocke in die nach abwärts gehende Höhlung. Sogleich ließ sich das Geräusch wieder hören. Es war somit außer Zweifel, daß der Fuchs in dem hohlen Baume stecke. Mit der Waidtsche und der Pelzmütze verstopfte der Jäger sorgfältig die Oeffnung, holte Holzhauer herbei und ließ an der Wurzel ein Feuer anmachen. Als der Rauch in das Innere der alten Eiche zu dringen begann, wurden die Bewegungen und das Geräusch immer größer, bis nach einigen Minuten alles still ward. Bei sorgfester Arbeit wurden ein Rude und eine Fehle vom Rauche erstickt hervorgezogen. Da die Eiche am Rande des Waldes stand, so hatten sie diesen Schlupfwinkel wahrscheinlich einmal bei einer Schneewehe entdeckt und waren späterhin aller Vermuthung nach durch einen wohl eingeübten Sprung von einem Knorren der Eiche zu der 8 Fuß hohen Oeffnung gelangt.

e) Katzenliebe und Katzenärztlichkeit.

Sieht man, wie eine Katze, scheinbar zum Vergnügen, die Qualen der Maus verlängert, die sie gefangen hat, und dann endlich das Thier, das sie tödtete, dennoch nicht verzehrt, so fühlt man sich zu den Glauben versucht, sie handle aus Haß, und zwar in Folge eines Hasses, der zu heftig ist, um gezügelt zu werden. In diesem Spiele aber, das uns so grausam erscheint, sollten wir in der Wirklichkeit nichts sehen, als Uebungen dazu bestimmt, dem Thiere die Geschicklichkeit zu verleihen, deren es in seinem Naturzustande bedarf, um sich seiner Beute zu bemächtigen. Als unser Gefährte ist die Katze ohne Zweifel dahin gelangt, die Nahrungsmittel, die wir ihr bieten, so lieb zu gewinnen, daß sie ihretwegen süglich die Verfolgung der Mäuse aufgeben könnte; aber sie bespizet sich in gleicher Lage mit vielen Menschen, die leidenschaftliche Jäger sind und doch kein Wildpret essen. Diese Neigung, welche der Katze noch aus dem Zustande der Wildheit geblieben ist, kann überdies durch einige Mühe leicht ausgerottet werden. Ich habe z. B. in Paris einen Greis gesehen, der eine große Katze zeigte, welche in einem engen Käfig ganz friedlich mit einem Duzend

Mäusen und Ratten zusammenlebte. Die Katze, welche sich über ihre Gefangenschaft langweilen machte, schien beinahe immer halb zu schlafen, aber selbst wenn sie vollkommen munter war, flüßte sie den Ratten nicht die geringste Besorgniß ein. Diese liefen munter hin und her und steckten ihre spitzige Schnauze durch das Gitter, um die Stückchen Nuz zu nehmen, die irgend ein Knabe ihnen bot, oder knabberten, in Ermangelung von etwas Besserm, an den Maiskörnern, die auf den Boden ihres Gefängnisses umherlagen. Die Mäuse waren nicht minder dummdreist, und oft sah ich, wie sie der Katze auf den Buckel kletterten, oder wenn das Wetter rauh oder regnerisch war, in dem weichen Haar ihrer Seiten Schutz und Wärme suchten.

Einer meiner Freunde bekam von einem Bauer ein junges Häschen, das etwa eine Woche alt sein mochte, und zu gleicher Zeit hatte seine Hauskatze sechs Junge geworfen. Diesen letzteren war das Urtheil schon im voraus gesprochen, sie wurden erstickt und in einer Ecke des Gartens vergraben. Das Häschen aufziehen zu dürfen, baten die Diensthofen um Erlaubniß, und anfangs schienen ihre Bemühungen auch vollkommen zu glücken, denn das Häschen nahm sehr gut die Milch, die man ihm mit Löffeln einflößte; eines schönen Morgens aber war es nicht mehr zu finden, und man glaubte, es hätte das gewöhnliche Geschick solcher Lieblinge getroffen, d. h. es wäre die Beute eines Hundes oder einer Katze geworden. Indessen, als mein Freund einige Tage darauf gegen Sonnenuntergang in seinem Garten war, bemerkte er seine Katze, welche mit gekrümmtem Rücken und hochgehobenem Schwanze auf ihn zukam und dabei sanft miaute, wie wenn sie ihr Junges rufen wollte. Es war indeß keine junge Katze, die auf diesen Ruf herbei kam, sondern das Häschen, das sie adoptirt hatte, und mit ihrer Milch zu nähren fortfuhr, bis es allein fressen konnte.

Kapitän Marryat, so bekannt durch seine Romane, hat auch einige Werke ernsterer Gattung geschrieben, und in einem derselben erzählt er folgenden merkwürdigen und unterhaltenden Fall. Eine Hündin von der kleinen langhaarigen Wachtelrace hatte — was bei dieser Gattung eine große Seltenheit ist — fünf Junge geworfen, die sämmtlich kräftig und sehr hübsch waren. Man fürchtete indeß, daß sie die Kräfte der Mutter aufreiben würde, wenn man ihr alle ließe, und es schien daher nöthig, einige zu opfern, um die andern zu retten. Die Herrin des Hundes, die sich zu diesem Opfer nicht entschließen konnte, kam auf den Gedanken, daß man vielleicht zwei der Kleinen auffüttern könnte, wenn man sie zugleich hinlänglich warm hielte. Die Köchinn, die zu Rathe gezogen wurde, war der Meinung, die beiden jungen Hunde einer Katze unterzulegen, die auch eben geworfen hatte. Man beschloß, einen Versuch zu machen, nahm eines der kleinen Käzchen fort, und schob dafür einen Hund unter. Der Pflegling wurde gut aufgenommen; man schob daher auch den zweiten unter, und wenige

Tage darauf hatte die Kage nur noch die beiden Hündchen zu ernähren. Diesen bekam die Kagenmilch ganz vortreflich, und nach vierzehn Tagen befanden sie sich nicht nur vollkommen wohl, sondern waren auch merkwürdiger Weise viel weiter vor, als ihre Geschwister bei der ihnen von der Natur bestimmten Nahrung, und während jene noch unbeholfen waren und mehr umherrollten als liefen, waren diese leicht gewandt und lustig wie junge Käzchen. Die alte Kage schien ein Vergnügen daran zu finden, sie zu üben, indem sie sie mit ihrem Schwanz spielen ließ. Bald waren sie so weit, daß sie Fleisch fressen konnten, und während die Säuglinge der Mutter fremde Pflege noch nicht zu entbehren vermochten, wurden diese bereits ihrer Pflegemutter genommen. Die arme Kage war darüber untröstlich, zwei Tage lang hatte sie keinen Augenblick Ruhe, sondern lief suchend im ganzen Hause umher, vom Keller bis zum Boden; so kam sie auch an den Ort, wo sich die Hündin mit den drei ihr gelassenen Jungen befand. Kaum erblickte sie diese letzteren, als sie der Mutter ihren Besitz streitig machte. Es entspann sich ein ziemlich bestiger Kampf, die Kage aber blieb Siegerin und trug einen der Säuglinge mit sich fort. Nach einiger Zeit kehrte sie zurück und trug noch einem abermaligen Gefechte auch noch einen zweiten Hund davon. Jetzt zeigte sie sich befriedigt: zwei Pfleglinge hatte man ihr genommen und zwei, wohl gezählt, hatte sie wieder gewonnen. Sie pflegte diese neuen Böglinge eben so sorgfältig wie die ersten, und sie gediehen eben so gut. Ich hatte eine junge Kage, die sechs Monate alt war, als man mir einen zwei Monate alten schottischen Windhund schenkte. Er gehörte zu der Race mit langem starrem Haar und großen vorwärtsgerichteten Ohren. Zwei Jahre lang kam der Hund nicht aus meinem Hause, wo er vollkommen frei umherlief, keine andern Hunde sah, und seine Erziehung ausschließlich von den drei Töchtern meines Thüthüters empfing, sowie von der Kage, die seine Freundin, seine Spielgefährtin, seine fortwährende Gesellschafterin war. Diese Thiere hatten eine sehr lebhaftige Zuneigung für einander gefaßt, und ich fand zuweilen Vergnügen daran, ihnen zuzusehen. Der Hund hatte die Sanftmuth, die Schüchternheit und Folgsamkeit seiner Erzieherinnen angenommen. Die Kage, älter wie der Hund, hatte dessen körperliche Entwicklung geleitet, und ihr Einfluß war in allen seinen Bewegungen unverkennbar. Er machte eben solche Sätze wie die Kage; rollte gleich dieser eine Kugel, spielte mit den Vorderpfoten mit einer Maus und sprang ihr nach; er leckte sich die Pfoten und fuhr damit hinter das Ohr, wie er dies von seiner Lehrerin gesehen hatte. Die Nachahmung war ganz offenbar. Ich hätte geglaubt, daß die höheren Fähigkeiten des Hundes in dieser Isolierung einen Einfluß auf die Gewohnheiten der Kage geübt haben würden, allein die größere Nachahmungsgabe des Hundes ist eine hinlängliche Erklärung dieses Umstandes.

1848.

f) Der Maulwurf.

Ein gewisser Samuel Jackson von Winkford in Cheshire theilt (in *Youths Instructor and Guardian*, Jan. 1834) Folgendes über dieses sonderbare Thier mit, das in einer düstern Region, abgeschieden vom Lichte des Himmels, wohnt: Ich habe mich von Jugend auf seit etwa 35 Jahren mit der Maulwurfsjagd als Profession beschäftigt und gegen 40- bis 50,000 dieser Thiere gefangen; deshalb kann ich dieses Thier wohl beschreiben. Er ist vielleicht im Verhältniß zu seiner Größe das stärkste bekannte Säugethier. Während er arbeitet, steht der Schwanz aufrecht oder nach dem Rücken zugeneigt. Er hört außerordentlich fein; sein Geruch ist ungemein scharf, weshalb er sich in Fallen gewisser Art nicht leicht fangen läßt. Man hat behauptet, der Maulwurf müsse sterben, wenn er auch nur einen einzigen Tropfen Blut verliere. Dies ist ungegründet. Als ich einst mit dem Maulwurfsfpaten einen Maulwurf aus der Erde zu heben versuchte, schnitt ich ihm einen Hinterfuß ab, und doch entwichte er. Einige Monate darauf fing ich denselben Maulwurf mit vernarbter Wunde in einer Falle. Binnen 35 Jahren habe ich vier weiße oder vielmehr isabellfarbige Maulwürfe gefangen. Die unterirdischen Gänge dieses Thieres liegen zum Theil nur wenige Zoll, zum Theil mehrere Ellen tief unter der Oberfläche und haben eine sehr beträchtliche Ausdehnung. Es gräbt in einem Tage oft eine Strecke von mehreren Ellen aus und schafft die losgewühlte Erde in kleinen Portionen 9 bis 18 Fuß rückwärts bis zu der Stelle, wo es den Hügel aufwirft. Wird ihm aber die Entfernung zu groß, so arbeitet es eine andere senkrechte Röhre bis an die Oberfläche und wirft daselbst die Erde aus. Dies geschieht z. B. bei Anlegung der tiefen Röhren; in denselben rutscht der Maulwurf mit unglaublicher Geschwindigkeit hin. Selbst das Wiesel, ein Hauptfeind desselben, kann ihm nicht nachkommen, obgleich es auf der Oberfläche der Erde wohl viermal schneller läuft. Ich habe häufig an der untersten Stelle dieser Röhren ein senkrechttes Loch gefunden, welches, wie es scheint, der Brunnen ist, aus dem der Maulwurf trinkt. Manche dieser Löcher sind von beträchtlicher Tiefe und anscheinend trocken, allein, wenn ich ein wenig Erde hineinwarf, überzeugte ich mich, daß sie Wasser enthielten. In diesen Röhren kann der Maulwurf sicher hinaus- und herabruischen. In manchen Arten von Boden und bei nassem Wetter sind diese Brunnen bis an den Rand voll. Daß die Maulwürfe des Wassers sehr bedürftig sind, ergibt sich aus dem Umstande, daß man deren in einer Röhre, die nach einem Bache oder Wasserbehälter führt, bei trockenem Wetter sehr viele fangen kann. Das Nest wird gewöhnlich an einem sichern Orte, zuweilen unter der Wurzel eines Baumes oder Dornbusches, angelegt, oft in trockenen Hecken, auch wohl in Mergelbänken mehrere Fuß oder Ellen tief. Ich habe nie mehr als sechs Junge darinnen gefunden, gemei-

4

niglich 4 bis 5. Das Nest besteht aus dürrer, manchmal mit grünem vermischtem Grase, das Innere aus alten trockenen Blättern, gewöhnlich Eichenblättern; in Gestalt hat es Ähnlichkeit mit einem Zaunkönigsneste, indem es backofenförmig ist. Zu diesem Neste gehen viele Röhren, denn es dient nicht nur zum Aufziehen der Jungen, sondern auch zu einer bequemen Wohnung für das ganze Jahr. In Grundstücken, wo man die Maulwürfe in Ruhe läßt, legen sie die Nester oft mitten auf dem offenen Felde an, wo sie einen Haufen aufwerfen, der sechs bis siebenmal so groß ist wie die gewöhnlichen Maulwurfshügel. Wenige Thiere beißen, besonders zu gewissen Jahreszeiten, wüthender als der Maulwurf. Wenn sie miteinander kämpfen, so halten sie wie Doggen aus. Es ist ein sehr allgemeiner und alter Irrthum, daß der Maulwurf keine Augen habe, dieses Organ ist allerdings sehr unvollkommen entwickelt, aber doch vorhanden. An einem während vieler Tage in einem Kübel mit Erde gehaltenen Exemplare wurde Folgendes beobachtet: Es kam nie an die Oberfläche, als um zu fressen. Es fraß Brot, kleine Stückchen gebratenen Fleisches, Obst u. s. w. Eines Tages gab man ihm einige todte Urtigen; es beleckte sie über und über und fraß sie dann. Aus dem Lecken schloß man, daß das Thier durstig sei, und nun wurde ein Glas mit Wasser in die Erde eingesenkt, worauf der Maulwurf bald hervorkam und gierig trank. So wie er Personen bemerkte, zog er sich schnell wieder in die Erde zurück, kam aber bald wieder hervor, um zu saufen. Von Zähmung war an diesem Exemplare keine Spur zu bemerken.

g) Nesterbau der Vögel.

Darüber bemerkt Zesse, daß solche Vögel, die des Beschaffens der Nahrung für sich und ihre Jungen wegen sich lange von ihrem Neste entfernen müssen, dies weit wärmer bauen als andere. So bedecken z. B. die Ente und viele Wasservögel, die sehr gefräßig sind und weit fliegen müssen, um sich zu äßen, ihre Eier sehr stark mit Federn, damit sie nicht erkalten können. Eben so muß die langschwänzige Meise, da sie für 12 bis 15 Junge zu sorgen hat, nothwendig lange vom Neste wegbleiben, und kann nicht, wie andere Vögel, längere Zeit auf der Brut sitzen und diese erwärmen, daher sie ihr Nest nicht nur mit einer großen Masse Federn, Wolle u. c. auskleidet, sondern demselben auch eine kugelförmige Gestalt mit einer kleinen Oeffnung an der Seite gibt. Die Drossel dagegen, die sich schnell und in der Nähe ihres Nestes Futter suchen kann, kleidet dasselbe mit Thon und Kuhmist aus. Auch die Saatkrähnenester sind nur schwach gefüttert, aber dafür verläßt das Weibchen das Nest auch fast nie und wird von dem Männchen während des Brütens und während die Jungen noch zart sind, gefüttert. Das Nest des Haus Sperlings ist, wiewohl dieser Vogel nicht so viele Junge hat, wie die Schwanzmeise, doch sehr stark mit

Stroh, Federn, Haaren u. c. gefüttert, allein auf der andern Seite sind die jungen Sperlinge ungemein gefräßig und beide Aeltern haben vollauf zu thun, um sie zu befriedigen, daher sie fast beständig auswärts sein müssen und die Jungen eines verhältnißmäßig wirksamen Schutzes bedürfen.

Im Bezirk des Berlin-Anhaltischen Bahnhofes zu Köthen hatte im Jahre 1843 ein Haubenlerchenpaar hart an der Innenseite einer Bahnschiene sein Nest erbaut. Der fast unausgesetzte lebhafteste Verkehr der hin- und herfahrenden Lokomotive und Wagen hat die Thierchen nicht verhindert, die von dem Weibchen gelegten Eier auszubrüten; die Jungen sind am 6. Mai 1843 ausgetrocknet, und trotz dem, daß die Spurkränze der Räder täglich so oft dicht über den Köpfen der Vögel hinwegsaufen und das Nest erschütterten, gediehen die kleinen Thierchen sichtlich unter der Pflege ihrer sorgenden Eltern. Einen merkwürdigen Standort zum Nisten hatte sich im Jahre 1844 eine Lerche auserwählt, im Lundenburger Bahnhofe hatte sie nämlich ihr Nest knapp an einer Schiene angebaut, und dies dazu noch an einer Stelle, wo die Schienen vielfach zusammenlaufen. Im Nestbau, so wie im Brütgeschäfte ließ sie sich durch die Lokomotive und Wagen, die über sie fuhren und deren Räder sie fast berühren konnten, keinesfalls stören. Auch ihre Jungen schienen mit der Wahl dieses Brütortes vollkommen einverstanden und flatterten munter zu ihm und um denselben. Bekanntlich wählt die Lerche den zum Nesterbau nöthigen Boden sehr sorgfältig aus; aber wer lehrte sie in diesem Falle die Dimensionen so genau berechnen, da eine höhere Stellung des Nestes, vielleicht um wenige Linien, sie hätte vernichten müssen.

Ein Vogelneft in einem Briefkasten ist von einer Meise an dem Thorwege des Herrn J. E. Leader zu Pultery in England gebaut worden und war 1844 voller Jungen. Besonders merkwürdig ist es, daß der Vogel an diesem Orte sein Nest gebaut und seine Jungen groß gezogen hat.

Naturforscher haben beobachtet, daß es in den tropischen Ländern eine größere Anzahl Vögel gibt, welche geschlossene Nester bauen, als in dem gemäßigten Klima Europa's. Auf den westindischen Inseln bauen fast alle Vögel, wenn man die Lauben und Kolibris ausnimmt, kugelförmige Nester aus weitem Gras, mit Baumwolle, Moos und Federn vermischt, und nur unten oder an der Seite befindet sich ein Flugloch. Der Bananenvogel webt aus Fasern, zuweilen auch aus Pferdehaaren eine Art Hängematte, welche tief und beutelförmig ist und deren Gefüge einem lockern Neze gleicht, die *Muscicapa olivacea* eine hängende Tasche aus abgewelkten Blättern, Stroh, Moos, Fasern und Spinnengewebe, und der Spottvogel mitten in einem Ruthenflechtwerke ein mit Haaren gefüttertes Nest von Stroh. Die Spechte und Papageien benützen hohle Bäume, allein übrigens kennt man keinen auf Bäumen nistenden Vogel, dessen Nest nicht vollkom-

men überwölbt wäre. Sehr viele Insekten, welche während ihren Verwandlungen der Luft ausgesetzt sind, spinnen seiden- oder baumwollartige Kokons, denen die Feuchtigkeit und der Witterungswechsel nichts anhaben können. Bei ihnen wie bei den Nestern der Vögel scheint der Zweck derselbe. Das Zusammenhalten der Wärme kann dieser nicht sein, denn die Kokons werden auch in der heißesten Jahreszeit gesponnen, und während alle Vögel, die offene Nester bauen, frühzeitig nisten, thun dies diejenigen, welche ihre Nester ringsum schließen, in der zwischen dem Frühling und den Herbstregen fallenden Jahreszeit, wo die Luft mit Elektrizität gesättigt und beständigem Wechsel unterworfen ist. Man vermuthet, daß die Ursache dieser Erscheinung darin liege, daß die Fähigkeit, Elektrizität an sich zu halten, mit durch die Gestalt der Körper bedingt ist, und die Kugel oder sphäroidische Form in dieser Beziehung die günstigste, dagegen die spitze die ungünstigste ist; deshalb muß die Umhüllung der Vogeleier mit trockenen und schlecht leitenden Materialien sehr kräftig auf Erhaltung eines gleichförmigen elektrischen Zustandes in den Eiern hinwirken und also jede Störung des Embryo durch schnellen Elektrizitätswechsel verhindern.

h) Zobel und Eichhörnchen in Sibirien.

Das Jagdrevier erweiterte sich für Rußland, so lange die Russen im Vordringen nach Osten begriffen waren. Die Besetzung Sibiriens mit Einschluß von Kamtschatka ist bis in den Anfang des 18ten Jahrhunderts fortgegangen. Dann wurde das Revier über die Inseln und einen Theil von Amerika ausgebehnt, bis zum Anfange des 19ten Jahrhunderts. Die Welt hat aber in den früher besetzten Gegenden durch russische Ansiedler nicht nur, sondern durch Uebergang der Eingebornen zum Leben der Nomaden und Ackerbauer abgenommen. Hier ist aber schon zu bemerken, daß die Abnahme nur für Waldthiere offenkundig ist, — nicht für Jagdthiere aller Art. Der Hase z. B. gedeiht am besten, wo nicht zusammenhängender Wald ist, sondern Ackerfelder in der Nähe der Wälder sind, und am besten, wo Feld und Gebüsch wechseln. Auch dem Fuchse ist dieser Wechsel günstig, so wie das Gedeihen der Hasen. Deswegen sind beide Thiere, auch in den bewohntesten Gegenden Europas noch häufig genug. — Dagegen ist kein Zweifel, daß für den Zobel, den Bär und auch für das Eichhörnchen das Revier seit anderthalb Jahrhunderten abgenommen hat, da das Vordringen der Russen über Kamtschatka hinaus das Jagdgebiet für diese Thiere nicht erweitert hat. Wenn aber für beide Thierarten das Jagdrevier seit fast anderthalb Jahrhunderten sich vermindert hat, wie ist es verständlich, daß der Ertrag an Zobeln ab-, an Grauwerk aber zugenommen zu haben scheint, wie wir aus den historischen Zeugnissen folgern zu müssen glauben. Sind diese Zeugnisse nicht irrig oder falsch gedeutet? Wir antworten

zuwörderst, daß der Zobel zu den scheuesten Thieren gehört, das Eichhörnchen zu den weniger scheuen. Der Zobel zog sich vor der Menge der Ankömmlinge zurück in die wenig besuchten Wildnisse, das Eichhörnchen nur so weit, als der Wald in Acker oder Weide verwandelt wurde. Eben dadurch wuchs aber wahrscheinlich der Vorrath an Eichhörnchen, und wenn der Ertrag der Jagd auf sie nicht noch rascher sich mehrte, sondern nur allmählich, so liegt der Grund nur darin, daß der Jagdertrag überhaupt nicht allein vom Vorrath, sondern auch von der Nachfrage abhängig ist, die nur langsam sich mehren kann. Es wird sich der Mühe lohnen, die Vermehrung der Eichhörnchen ein wenig ins Auge zu fassen, um sich zu überzeugen, wie der Jagdertrag sich mehren kann, wenn auch das Revier abnimmt, sobald nur andere Beschränkungen der Vermehrung gemindert werden. Wenn man die Sibirier reden hört, so machen sie die übertriebensten Angaben über die Vermehrung der Eichhörnchen. In einer Abhandlung über die Jagd auf Eichhörnchen, wozu die Materialien aus Sibirien gekommen sind, wird behauptet, diese Thiere würfen dreimal im Jahre, im Frühling, im Sommer und im Herbst, die Jungen des Frühlingwurfs pflanzten sich schon im Sommer und die Jungen des Sommerwurfs pflanzten sich im Herbst wieder fort, so daß im Laufe eines Jahres ein Weibchen durchschnittlich 40 Nachkommen habe.

Herrn Schtschukei erzählte man in Jakutsk, das Eichhörnchen werfe zweimal im Jahre und die Jungen pflanzten sich nach wenigen Monaten schon wieder fort, so daß manche Mutter im Winter 30 Kinder und Enkel bei sich habe. Beide Angaben haben insofern etwas Uebertriebenes, als sie anzunehmen scheinen, daß alle Jungen auswachsen oder daß die Jungen im Gefolge bleiben. Allein sie beweisen, daß die Bewohner Sibiriens, selbst erkannt über die Nichtabnahme dieser Thiere, trotz der sehr starken Jagd, die rasche Vermehrung derselben sehr wohl erkannt haben.

Ich bin leider nicht im Stande aus eigener Beobachtung das richtige Maß anzugeben, allein nach Analogie verwandter Thiere ist es höchst wahrscheinlich, daß das Eichhörnchen zweimal im Jahre wirft, und daß die Jungen des ersten Wurfs zur Zeit des zweiten Wurfs der Eltern schon fortpflanzungsfähig sind, was auch ziemlich allgemein behauptet wird, und daß jeder Wurf durchschnittlich vier Junge gibt. Dann hätte also jedes Paar, wenn kein Verlust stattfände, nach Verlauf eines einzigen Jahres vier Paar Junge und vier Paar Enkel, die Familie hätte sich also in einem Jahre zu der neunfachen Zahl erhoben. Nun ist aber bekannt, daß, wechselnde kleinerer Schwankungen abgerechnet, ein Waldrevier, das man sich selbst überläßt, ungefähr denselben Bestand von Bewohnern behält. Von den Eichhörnchen verbraucht also die Natur — ohne Hinzutritt der Menschen — von dem Vorrathe von Individuen $\frac{2}{3}$ den natürlichen Tod (den geringsten Verbrauch), durch Raubthiere, durch Mangel

an Nahrung (das stärkste Hemmungsmittel bei steigender Vermehrung). Nun ist einleuchtend, daß der Mensch von diesen $\frac{8}{9}$ des Verbrauchs um so mehr für sich verwenden kann, je mehr er den Verbrauch der Natur beschränkt. Das Verschweuchen eines einzigen Raubthieres, wie des Zobel, muß also schon den Jagdertrag für den Menschen mehren. Die Jagd verschweucht aber auch mehr oder weniger die Raubvögel, die ein ungleich größeres Quantum von jungen Eichhörnchen verzehren müssen als die Zobel.

Eine regelmäßige Jagd auf die Raubvögel würde noch viel mehr wirken. Ein Tribut von Raubthierklauen würde zwar den Fiskus nicht unmittelbar bereichern, wohl aber den Jagdertrag mehren. Doch ist ein solcher noch kaum Bedürfnis, denn sehr bald würde das letzte Hemmungsmittel, das die Natur besitzt, Mangel an Nahrung, sich stärker geltend machen. In der That hört man schon jetzt, daß das Mißrathen der Baumfrüchte durch Kälte und andere Verhältnisse eine Abnahme der Eichhörnchen erkennen lasse; nirgends klagt man aber, daß die starke Jagd eine Abnahme dieser Thiere bewirkt habe. Ein Trost ist es immer, daß das Eichhorn eine sehr mannigfache Nahrung genießt, Baumfrüchte sehr verschiedener Art, und sogar animalische Kost. So werden Fische häufig als Köder gebraucht. Einen zweiten Trost gibt die starke Vermehrungskraft selbst. Die neunfache Vermehrung als Norm angenommen würde ein einziges Paar, wenn gar kein Verlust statt fände, in 10 Jahren sich auf 9^{10} oder 3,486,784,401 Paare vermehren, eine Zahl welche wohl größer ist, als Sibirien ernähren kann. Diese starke Vermehrung, die den Bestand neunfach macht, ist auch Grund, daß die Folgen vom Mißrathen einer einzelnen Baumfrucht, z. B. der Federnüsse, meist nur in demselben Jahre in dem Vorrathe von Eichhörnchen gespürt wird, — selten im zweiten.

Beiträge zur Kenntniß des russ.
Reiches.

1) Die eßbaren Vogelnester.

Die Vogelnester, welche in China eines so großen Rufes als Leckerbissen genießen, kommen hauptsächlich aus Java und Sumatra, aber man findet sie fast auf allen felsigen Inseln des Archipels; sie sind die Wohnung einer kleinen Schwalbe und bestehen aus einer schleimigen Substanz, die man bis jetzt noch nicht hinreichend untersucht hat, um die Bestandtheile genau bestimmen zu können. Außerlich haben diese Nester das Ansehen schlecht gekochten Fischleims und eine weißliche ins Rothe spielende Farbe; sie sind ungefähr so dick wie ein silbener Löffel und wiegen 8 bis 15 Gramme. Trocken sind sie runzelig und zerbrechlich, und etwas größer als ein Gänseei. Wenn sie trocken, weiß und reinlich sind, haben sie am meisten Werth; sie werden an gespaltene Bambusstöcke aufgereiht und verpackt.

Die Güte der Nester hängt sehr von der Größe und Lage der Höhlen ab, in denen man sie findet, so wie von der Zeit, wo man sie sammelt. Nimmt man sie vor dem Eierlegen oder selbst wenn sie Eier enthalten, so sind sie von bester Qualität; sind aber die Jungen schon im Neste, oder haben sie es verlassen, so ist dasselbe fast gar nichts mehr werth, da sie schwarz und mit Blut, Federn und Unrath bedeckt werden. Die Ernte geschieht zweimal in Jahr; man hat anfangs geglaubt sie fänden sich am häufigsten in den Höhlen am Meeresufer; man ist aber von dieser Ansicht zurückgekommen, da man sehr reich besetzte Höhlen mit Schwalbennestern 50 Seemeilen im Innern gefunden hat. Dies stößt auch die Ansicht um, daß die Schwalben ihre Nester mit Fischleim und Mollusken bauen. Um die Nester zu erhalten, nimmt man zu einer Methode seine Zuflucht, die derjenigen, wie man in den Orkneys die Vögel fängt, so ziemlich gleicht. Einige dieser Höhlen sind solche Schlünde, daß die Nester nur von Leuten gesammelt werden können, die von Jugend auf gewohnt sind, in dieselben einzudringen, man muß oft an einer Leiter von Bambus und Rotang mehrere hundert Fuß hinabsteigen über einem Meer, das sich mit Wuth an dem Fuße der Felsen bricht. Wenn man die Oeffnung der Höhle erreicht hat, muß man oft, um die Nester nehmen zu können, die größte Vorsicht beobachten; die geringste falsche Bewegung würde augenblicklich den Tod bringen, da man fast ganz über dem Abgrund schwebt, wo die Wellen sich mit furchtbarem Toben brechen. So wie die Nester gesammelt sind, reinigt und trocknet man sie sorgfältig und packt sie auf die oben beschriebene Weise ein. Die Chinesen, das einzige Volk, das sie ißt, holen sie in ihren Dschonken ab und verkaufen sie daheim zu den ausschweifendsten Preisen; weiße Nester von erster Qualität kosten oft 1800 Dollars das Pikul (133 Pfd.), das heißt zweimal ihr Gewicht in Silber. Die mittlere Qualität kostet 12 bis 1500 und die geringste, oder die nach der Brutzeit genommenen Nester 150 bis 200 Dollars. Nach dieser Klassifikation der Qualitäten wird auch der Zoll erhoben. Der größere Theil der Nester erster Qualität geht nach Peking für den Gebrauch des Hofes, ein Umstand, der hinlänglich beweist, daß diese Speise nur ein großer Luxus unter den Chinesen ist. Die Japaner essen sie nicht, und die Einfuhr dieser kostspieligen Speise in China scheint nicht minder seltsam als die Lüsterheit der Chinesen darnach; sie betrachten die Schwalbennester als ein großes Reiz- und Stärkmittel. Ihre beste Eigenschaft ist vielleicht die, daß sie ganz unschädlich sind. Es braucht eine sehr mühselige Arbeit, um sie eßbar zu machen, jede Feder, jedes Strohhalmlinchen muß sorgsam entfernt werden, nach zahlreichen Abwaschungen werden sie durch das Kochen in eine Art schleimige Gelsee umgewandelt. Der Verkauf der Vogelnester ist ein Monopol derjenigen Regierungen, in deren Besizungen man sie findet. Crawfurd schätzt, daß jährlich etwa 142,000 Pfund, 1,363 570 Dollars an Werth,

aus dem indischen Archipel nach China geschickt werden; die Insel Java allein schickt 27,000 Pfd. erster Qualität. Der größte Theil dieses Handels wird jetzt durch die Chinesen getrieben, die Portugiesen und überhaupt die Fremden haben wenig Antheil daran genommen. Dieser Umstand, welcher nicht gestattet, den Betrag und den Werth der Einfuhr genau anzugeben, erklärt die niedere Zahl, die auf den Einfuhrlisten figurirt, und nicht auf die Hälfte der wirklichen Jahreseinfuhr sich zu belaufen scheint.

k) Die Zuckerzufuhr in England.

Bei Gelegenheit des neueren Zuckergesetzes erhob sich ein heftiger Streit über die Größe der Zufuhr von Zucker in England. Wäre die Zuckerfrage nicht durch die allgemeine Zeitstimmung, durch das Vorherrschen der Ideen des Freien, das heißt ohne Rücksicht auf die Kolonien geordneten Handels zum Voraus entschieden gewesen, die Frage wäre sicherlich nicht zu Gunsten der Minister ausgefallen denn die Annahmen in Bezug auf die künftige Produktion, noch mehr als in Bezug auf die gegenwärtige, waren nachweisbar falsch. Wir würden nicht auf diese statistischen Notizen eingehen, zeigte sich nicht darin eine merkwürdige, bisher noch nicht so stark hervorgetretene Erscheinung, nämlich der Kampf zwischen Asien und Amerika hinsichtlich der Versorgung des europäischen Marktes mit sogenannten Kolonialwaaren. Wer wird den Kampf gewinnen: Amerika mit seinen Sklaven, oder Asien mit seinen armen oder verarmten Völkern? Das ist die Frage. Im Jahre 1842 rechnete man die Zuckererzeugung folgendermaßen:

1. Britisch Westindien 123,600 Tonnen. 2. Spanisch Westindien 190,000 Tonnen. 3. Französisch Westindien mit Cayenne etwa 70,000 Tonnen. 4. Dänische Kolonien 13,000 Tonnen. 5. Holländische Kolonien in Amerika 15,000 Tonnen. 6. Brasilien 70,000 Tonnen. Summe des ausführbaren Zuckers aus Amerika, die vereinigten Staaten führen eigentlich keinen Zucker aus, darum ist Louisiana nicht eingerechnet, — 481,000 Tonnen. Dagegen wird im Jahre 1842 der Ertrag jenseits des Kap's folgendermaßen vertheilt: 1. Britisch Indien 46,000. 2. Mauritius 33,800 3. Manilla 25,000. 4. Bourbon 20,000. 5. Java 60,000. 6. Siam, Pinang, Singapor etwa 10,000 Tonnen, zusammen ungefähr 195,000 Tonnen oder wenig mehr als ein Drittel des Ganzen. Seit dieser Zeit ist Amerika in der Zuckererzeugung wenig oder gar nicht gestiegen, an manchen Orten vielleicht sogar zurückgegangen. Dagegen hat Mauritius seit dem Jahr 1842 eine starke Zufuhr

indischer Arbeiter erhalten, und diese hat die Pflanzler in den Stand gesetzt, den Anbau auszudehnen. Die Ausfuhr betrug schon im Jahre 1845 etwa 45,000 Tonnen und wurde im Jahre 1846 auf 65,000 Tonnen angeschlagen, fast eine Vermehrung aufs Doppelte. In Bengalen hat sich der Zuckerbau ausgedehnt, und man schlägt für das Jahr 1846 die Ausfuhr bei nur einigermaßen lobnenden Preisen auf 85,000 Tonnen an. In Madras hat man seit einigen Jahren große Kapitalien auf den Zuckerbau verwendet, im vorigen Jahre schon 10,000 Tonnen ausgeführt, man schlägt die Zufuhr von 1846 auf wenigstens 15,000 Tonnen an. — Noch bemerkenswerther sind die Anstrengungen, welche auf Pinang und in Malacca mit Hülfe chinesischer Arbeiter gemacht wurden, und wenn gleich die Resultate noch nicht bedeutend sein können, so berechnet man die Ausfuhr doch bereits auf 15,000 Tonnen. Wenn nun im Jahre 1842 die Ausfuhr aus den britischen Ländern jenseits des Kap's höchstens 80,000 Tonnen betrug, so schlägt man sie jetzt bereits auf 180,000 Tonnen an. Auch China, das Ausfuhrgegenstände so sehr nöthig hat, rührt sich und statt 3- bis 4000 Tonnen, wie im vorigen Jahre, erwartet man 1846 bis 1847 eine Ausfuhr von 10- bis 12,000 Tonnen. Noch auffallender wird dies Verhältniß, wenn man nachfolgende Wahrscheinlichkeitsberechnung der Ausfuhr englischer Besitzungen jenseits des Kap's für das Jahr 1851 betrachtet: 1. Malacca, Singapor und Pinang werden angeschlagen auf 80,000 Tonnen, keine übertriebene Annahme, wenn man die Wohlfeilheit des Tagelohns und des Bodens anschlügt; 2. Bengalen 120,000; 3. Madras 70,000; 4. Mauritius 75,000 Tonnen. Dies macht zusammen 345,000 Tonnen oder mehr als das Vierfache dessen, was im Jahre 1842 ausgeführt wurde.

Man ersieht hieraus, daß die Pläne, die man England bei seiner Sklavenhandelspolitik Schuld gab, nämlich die amerikanische Produktion von Kolonialwaaren zu vernichten, und die ostindische zu heben, keineswegs so märchenhaft waren, wie Manche glaubten; jetzt freilich sind diese Pläne völlig nichtig und die Sklavenhandelspolitik mehr schädlich als vortheilhaft geworden, aber die Folgen derselben bleiben und werden nicht bloß Jahrzehente, sondern vielleicht Jahrhunderte nachwirken. Asien wird dadurch zu neuer Thätigkeit gespornt und durch europäische Kapitalien unterstützt, und Amerika wird alle seine Kräfte aufbieten müssen, wenn es im Wettlaufe nicht zurückbleiben will. Jedenfalls ist die Wirkung auf die Bevölkerungen beider Welttheile, namentlich auf die tropischen, von großer Wichtigkeit.